

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl.
Amtsgerichtsbezirke Söhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Söhr

F. Ronfort.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

te in jedem Jahr folgte dem harten Winter ein freundlicher Frühling. Kurz und gründlich hatte sich der tauhe Gefelle verabschiedet. An einem Märztag hing eine graue Wolke am Himmel, gequollen wie ein nasser Schwamm. Gerade über dem Dörschen Jurt entleerte sie sich um die Mittagszeit, wild prasselnd an und auf den Dächern. Der Schnee, der noch auf den lag, schmolz und vereinigte sich rasch mit dem Regen zu gefährlichen Element. Wilde Bäche stürzten am Heimbodel

zwischen den dumpfen Wolken durch und der Frühling hielt majestätisch Einzug. Freundlich lächelnd begrüßte er die erschreckte Menschheit.

Es war ein Bild rohester Zerstörung, das die milden Sonnenstrahlen mit ihrem frohen Glanz umgaben und wirkte eigenartig in seinem Kontrast. Als die Wassermasse sich verlaufen hatte, glich der Brennermühlhof einem grauen elementaren Schlachtfeld. Holz und Erde lagen angeschwemmt in großer Menge. Dazwischen große Steine, gebrochene Tannen, junge Buchenstämme, alles durcheinander. Auch der lange, ehrwürdige Galgenbrunnen lag geborsten quer über den Platz und das Mühl-Wasserrad hatte ein Paar Gabeln eingebüßt.

Der alte Brennermüller stand nachdenklich unter der Haustüre und erwog nach Menschenart, wie der Schaden schnell und billigt wieder zu reparieren sei.

Eine Woche war verstrichen und hatte die groben Spuren dieses letzten Wintertages verwischt. Da atmete die ganze Natur wieder froh und leicht in hellem Frühlingssjubiläum. Durch die dichten Tannenreihen, über Täler und Höhen, durch Mensch und Tiere ging schon ein leichter Maienhauch, jung, verjüngend, gar hell und leise klingend, ein holder Venz-Gejang:



Aus der eroberten Festung Grodno: Eine zerstörte Eisenbahnbrücke mit einem abgestürzten Zug.

Im Vordergrund ein Remeschiff, das in das Chaos hineingetrieben wurde.

Was der Winter wild zerbrochen,
Altersgrämlich, mondelang,
Baut der Frühling auf in Wochen,
Bonnefreudig, mit Gesang.
Sei gegrüßt du Frohgejelle!
Jüngling blond, auf hehrem Roß.

Billig beugt sich dir die Welle
Wider Elemente Troß.
Leben regt im Leben sich,
Hörig deiner Gnadenjonne,
Alles jauchzt: dir huld'ge ich
Froh um meines Daseins Wonne!

im Wasser und die Bewohner, der Brenner, eine und einige Holztagelöhner, flüchteten eiligst auf den Bo- Hier unter den kleinen Dachfenstern lugten sie verwirrt hervor auf das vernichtende Werk. Aber teilten sich die Wetterwischen am grauen Himmel. Unter hatte seinen Tribut. Ein heller Sonnenschein brach

In dieser Zeit wurde im Landtag das neue Eisenbahnprojekt angenommen und die Ausführung für den kommenden Sommer schon beschlossen. Es kamen Herren aus der Residenz nach Furtmühlbach, um zu unterhandeln. Der Hagmayer, der Brennermüller und noch viele andere Bürger wurden auf das Rathaus geladen, vor die Ankaufskommission der königlichen Staatseisenbahnen. Auch der Herr Oberförster war erschienen. Es war ein verhältnismäßig kleines Terrain aus Furtmühlbacher Markung im Projekt vorgesehen. Aber die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, denn die Bauern hingen zäh an ihrem ererbten Grundeigentum und stellten unerhörte Forderungen. Am eigensinnigsten war der Hagmayerbauer. Erst als ihm die Zwangsenteignung in Aussicht gestellt war, kam man zur Einigung.

Ein Gemüts, das viel besprochen und viel berechnet wurde, bedeutete für die neue Eisenbahn der Heimbodel. Durch einen Teil desselben mußte ein Tunnel gebaut werden. Dann wurde die Errichtung eines Viadukts notwendig, das ungefähr hundert Meter oberhalb des Brennermühlhofes die kleine Schlucht mit dem Mühlbach überbrückte und den eigentlichen Heimbodel mit dem östlichen Ausläufer verband. Auf diesem würde dann die Bahnlinie mit leichtem Gefälle der Oberamtsstadt zuführen. Die Ausholzung der in Frage kommenden Waldstreden wurden diesseits des Heimbodels dem Brennermüller übertragen und es sollte binnen kurzem mit den Arbeiten begonnen werden unter Führung eines königlichen Regierungsbaumeisters und des Herrn Oberförsters.

Viele fremde Männer kamen mit Säge und Äxt, mit Schaufeln, Hacken und anderen den Einheimischen unverständlichen Instrumenten und wirkten verheerend unter den schönen Tannen des Heimbodels. Auch zahlreiche Italiener, wild ansehende Männer mit roten Gesichtern, — Menschen, für die ihr Heimatland nicht Nahrung hatte, — waren angeworben für geringen Lohn. Zwischen diesen und den jungen Bauernburschen kam es an Sonntagsabenden jetzt öfter zu Reibereien und nicht selten auch zu Sticheereien.

Überhaupt wurde die neue Eisenbahn von der Landbevölkerung als ein allgemeines Übel angesehen, das man hinnahm, weil man sich eben nicht dagegen wehren konnte.

Aber jedenfalls wollte man es den Herren aus der Residenz nicht allzu leicht machen und sich sein gesundes Bauernbewußtsein vor den neumodischen Geschichten bewahren. So waren die im Eisenbahndienst beschäftigten Arbeiter in den kleinen Ortschaften nicht gar freundlich gelitten.

Dem alten Brenner war die neue Arbeit auch nicht nach seinem Sinne. Mürrisch stand er des Morgens auf und mürrisch ging er auf den Platz, wo er dann einsilbig seine Anordnungen traf, die fortschreitenden Arbeiten beaufsichtigte oder auch selbst tüchtig Hand anlegte. Von Zeit zu Zeit richtete er sich mühsam auf und reckte sich, als wolle er eine schwere, drückende Last abschütteln. Dann holte er aus seiner inneren Rocktasche eine Flasche hervor und trank rasch und heimlich einen kräftigen Schluck. Der Brenner war bekannt als Schnapser, aber er blieb in Grenzen. Erst seit diesen Winter schien er mehr als gut mit seiner „Buddel“ befreundet.

Eines Tages, als er gerade dabei war auf dem Arbeitsplatz mit seiner Meßschnur eine Grenze zu ziehen, klopfte ihm jemand von hintenher auf die Schulter:

„Du, Brenner! Meinst jetzt, das wär der rechte Weg?“

Es war der Deder-Andresel.

„Wie meinst du das, Andresel,“ fragte er etwas unsicher zurück, „der rechte Weg?“

„Nun, den du do grad angibst mit deim Schnürle!“

„So steht er auf 'm Papier!“ entgegnete der Brenner und zog einen Plan aus seiner Tasche.

„Auf 'm Papier mag's sehen, aber Frevel ist's doch, sag' i! All den jungen Schlag rausg'haut! Lauter g'sundes Holz! Als ob d' Leut' nimmer Platz g'nug hätten allhier...!“ Auf dem gutmütigen weißstoppeligen Gesicht des Alten war eine ehrliche Entrüstung zu lesen.

„Kann i's ändern?“ fuhr ihn der Brenner rauh an. Dann weiter arbeitend: „I tu's, weil i muß. So ist's vorg'schrieben!“

„Ändern? Nei, dös kannst net, Brenner, ändern net. Aber zum Hentersknecht wär i mir z'schad. I mir scho! — Und noch ein weiß i, Brenner — drinn in der Stadt — der's net tät. Der noch'n G'müt hat für d'Natur und für'n Wald und noch Respekt vor dem, was unser Herrgott hat lassen wachsen in seiner Güte. — Aber den hent se eing'riegelt. Den hent se abg'sperret von der Natur, d'Menschen! — Unschuldigerweis...! Dös sag' i dir, Brennermüller!“

Der alte Andresel ging, für sich fortträsonierend, seinen Weg weiter und stieß vor jedem Schritt ärgerlich seinen horrigen Spazierstock in die Erde.

Der andere sah ihn verwirrt nach und brummte:

„Der rechte Weg? — Mir scho! Mir ist er recht. Mir ist jetzt alles recht!“ Dann blühte er sich und zog die Meßschnur an,

schaute aber immer noch murrend dem Alten nach: dafür, daß er sich nicht müht? Hab'n i eing'sperret?! — Still! — und der Meinig...!“

Er tat schnell einen kräftigen Zug aus der Flasche, nahm Art und hieb die nächste Tanne an, zum Zeichen, daß sie fallen sollte. So vergingen die Wochen. Der Müllermarte und sein waren im Dörfchen so gut wie vergessen. Man sprach nicht von der „schlimmen Geschichte“, die ja eine allgemein befruchtete Erledigung gefunden hatte. Alle Gemüter waren jetzt an der neuen Eisenbahn, mit Für und Wider.

Auch im Hagmayerhaus hatte die heilsame Zeit das zwischen Vater und Tochter wieder zu einem freundschaftlichen Verhältnis. Wenigstens hatte der Hagmayerbauer jetzt wieder Anrede für sein „Hagmaile“.

Der Andresel kam wieder täglich zum Abenddisput. Er hütete sich ängstlich, am inneren Zwiepsack des anderen zu rühren und damit die Freundschaft und die feierabendliche Ruhe zu gefährden. Wenn einmal einer der beiden Männer im Unterhaltungs an einem Gesprächspunkt ankam, der ohne einer Ideenverbindung mit jener unglückseligen Mordaffäre war, dann hielt er erschrocken ein und gab dem Gespräch eine friedliche Wendung. Damit war aber die alte Feindschaft zwischen den beiden Freundschaften, die solchen Abenden immer die besondere Weihe gegeben hatte, für immer beseitigt.

Der Hagmayer fühlte sich nicht frei von Schuld und wählte er keinen Weg zum Herzen seines Kindes, das ihm so bitter gegenwärtig. So kam der Andresel jetzt nur noch der Liebe. Mit väterlicher Sorge sah er sie leiden und wollte nicht, was der Vater ihr, der Mutterlosen, nicht zu geben vermochte.

Da war ein Abend gekommen, — heiß und drückend — ein Juli-Nachmittag voraus. Der Andresel hatte sich gerade Lisbeth auf eine Steinbank vor seinem Häuschen gesetzt. Hagmayerbauer trat drüber über der Straße aus seiner Wohnung, wo er wie allabendlich vor Dunkelwerden nachgesehen hatte, das Vieh für die Nacht genügend versorgt und in gesunder Fassung war. Auf der Dorfstraße kam eiligst der Ortsblütte gehinnewelt, aufgeregt und hastend, ganz gegen seine Gewohnheit.

„Hansjörg, was gibt's? Wonaus so hitzig?“ rief der Andresel entgegen.

„Zu dir, Andresel! Rußt gleich mitkommen!“

„Was? Willst mi verhaften, Hansjörg? Hab doch nix!“

„Zum Brennermüller!“

„I, zum Brennermüller?“

„Grad hent sie'n runtertragen vom Heimbodel. — Schlag oder so was!“

„Wer? Der Brenner?“ schrie jetzt der Hagmayerbauer merklich geworden, über die Straße.

„Jo! droben auf'm Arbeitsplatz hatt's ihn umg'fallen. Und no hatt' er bloß noch g'sagt: Der Deder-Andresel soll kommen!“

Die Lisbeth und ihr alter väterlicher Freund sahen wirrt an, doch beide in einer dunstigen, unbestimmten Erwartung.

„Was er nur grad von mir will? Zeit meines Lebens noch net viel mit ihm z'tun g'habt, dem Brenner?“

Aber der Büttel drängte. Er war sich der Verantwortung seiner Mission voll bewußt.

„Andresel, komm! Do kann's gehn wie's will. In Sterbenden soll man zu Willen sein, dös ist G'wissenssache.“

Nun setzte der Deder-Andresel sein Hausläppchen zum Gehen auf und folgte ihm.

Als sie in der Brennermühle ankamen, hatten sich in eine Schaar neugieriger Menschen, und hauptsächlich Frauen, angeammelt und in der Kammer standen die Nachbarn aus der Nachbarschaft und mehrere Männer im Hofe. Der alte Brenner, der halbentkleidet auf seiner Arbeit lag. Sein Gesicht war entstellt und besonders auf einem ganz weß und verzerrt. Er stierte die Umstehenden halbgeöffneten Auges an, wie durch viele Schleier hindurch, schien aber nicht zu erkennen. Dabei lallte er fortwährend unzusammenhängend, wie ein kleines Kind, das eben sprechen lernt, die rechten Hand hatte er im Krampf um eine leere Flasche.

Der Andresel war mit den andern ratlos. Man rief den Arzt. Ein Knecht hatte sofort vom nächsten Bauern und Wagen entlehnt und war in die Stadt gefahren.

Endlich nach einer Stunde kam der Oberamtsarzt. Er suchte den Kranken und konstatierte einen Gehirnschlag, seitige Lähmung. Dann ordnete er strengste Diät und vollkommene Bettruhe an bis auf weiteres.

„Und vor allem keine Aufregung,“ hatte er zu der Mutter gesagt, „die Herzfunktionen sind derart geschwächt, geringste Erregung vorläufig das Schlimmste bedenkend.“

Diese versprach und mit dem Arzte entfernten sich der Andresel sehr nachdenklich und erschüttert.

dem Brennermühlthofe lag nun eine stumpfe, feiertags-
Stille. Der Mühlbach tauchte wie immer über das helle
und plätscherte in gedämpftem langgezogenen Einerlei
die unbeachtete Harmonie. Aber das große Mühlrad stand
arbeitsfähig und gleichgültig hing es in seiner Achse und
geduldig auf seinen Gebieter, der einst die Schleuse
und es erwecken würde zu neuem wertthätigem Schwingen.
Der lag regungslos in seiner Kammer und sein getroffenes
arbeitete sich langsam durch Nebel und Wirris hindurch zur
in Schlummerstunde eines vielbewegten Lebens; vielleicht
wieder unterzutauchen in langes, schlafensfrohes Dunkel.
vom Heinbodel herab drang das klingende Tönen arbeits-
Hände und die treue Hausmagd ging geräuschlos durch
und Kammer und stand nach kurzen Pausen immer wieder
und pflegend vor dem Lager ihres kranken Herrn.
Deder-Andresel kam oft vorbei und erkundigte sich nach
finden des kranken Müllers. Es kam ihm nicht gewöhn-
lich, daß ihn, — gerade ihn der alte Brenner gerufen hatte.
Es mußte etwas Besonderes sein, was er ihm sagen wollte,
war gewiß. Es ließ ihm nicht Ruhe und Raß. Immer
ging er den Weg zur Brennermühle und fragte nach.
Die Genesung ging langsame Schritte und der Arzt hatte
n, daß man mit dem Kranken spräche.
hatte ihm eines Tages die Magd gesagt, der Brenner wäre
kränklich und könnte schon einige Stunden des Tages im
Bett zubringen. Nun ging er zu ihm hinein.
einem großen Armseffel saß der Brenner vor dem Fenster
erte zum Heinbodel hinauf, elend, abgezehrt, ein gebro-
Mann. Es dauerte eine geraume Zeit, bis seine fiebernden
sich gesammelt hatten zur Gegenwart und zu klarem
und Erkennen.
an aber wurden seine Augen lebhaft. Ein plötzliches Auf-
merken von der Lähmung verschonte Rechte tastete erregt
herab nach des Andresels Hand. Die bleichen Lippen öffneten
sollten abgerissen, langsam und mühsam buchstabierend:
Andresel — du — mir — versprechen —
Andresel drückte unwillkürlich diese große, narbige Hand,
ein Gefühl tiefster Ergriffenheit von der Tragik dieses hilf-
Menschen, der, wohl zehn Jahre jünger als er, noch vor
in hart und trotzig im Leben gestanden hatte.
die weiterer Anstrengung quälte der Brenner noch die Worte
„— mach ein — G'schriebenes —!“
an versiel er wieder in stumpfes, regungsloses Nachdenken
achte für die Anwesenheit des Alten kein Verhältniß mehr.
es darauf mußte die Magd Papier, Tinte und Siegellack
en und ihn selbst im Sessel dicht vor den Eichentisch rücken.
wollte er allein sein. Er hatte es ihr mit Kreide auf dem
Befohlen.
ange saß er da und schrieb. Sein Gesicht hatte beinahe
fanatischen Ausdruck bekommen. Aber es wurde ihm
Er hatte niemals viel und gern geschrieben in seinem
Heute wären die Buchstaben so zäh und grausam und
nte floß wie heißes Blei. Erschöpft hielt er ein. Ein
Schwindel befiel ihn und eine wilde Angst, er könne sein
nicht vollenden, das ihm am Herzen lag. Der Schweiß
in Perlen auf seiner fahlen Stirne.
fieberhafter Erregung schrieb er zu Ende und — versiegelte.
maßen in der Küche hatte die Magd die vorge schriebene
Anschuppe fertig und gerade mit Mühe die knisternde Flamme
die ein kurzer Windstoß durchs Kamin gierig aus dem
loch blies. Nun empfand sie plötzlich die lautlose Stille im
Haus. Dabei war es ihr, als ob ein Schatten durch den
und über die Treppe nach dem Boden flüchtete.
So heimlich“, flüsterte sie und trat, von einer bangen Ein-
getrieben, in die Stube. Da lag auf der Diele ein
versiegeltes Schriftstück mit der Aufschrift: „In Händen
Andreas Deder, einem rechtschaffenen Bürger in Furt-
bach“, und im großen Lehnstuhl am Eichentische saß der
Brennmüller — tot.
sternend vor Erregung war die Magd zum Deder-Andresel
at. Zitternd hatte dieser die noch frischen Siegel erbrochen.
da stand es geschrieben. Auf einem armseligen Papier; in
en, ungleichen, beinahe kindischen Buchstaben ward sie kund-
die furchtbare Wahrheit:
„Ich, Gottfried Kaspar Brenner, bekenne offen nach Recht
Bewissen: Der Marke ist unschuldig! Der's getan hat, ist
Sohn Peter. Ich war mit draußen in selbiger Nacht und
Peter hat nach dem Schlumberger geschossen. Das ist die
heit, so wahr mir Gott helfe. Die Brennermühle mit allem
meinem erworbenen Eigentum ist, vermache ich aus klarem Be-
weisse meinem Knecht Martin Ohwald, was ist ein Wettmachen
das Unrecht, welches ich ihm habe müssen zufügen. Den

Deder-Andresel, so ich keine als einen rechtlichen Mann, beauf-
trage ich, diesen meinen Willen kundzutun, nach meinem Tode.
Furtmühlbach, 2. August. Christ. Kaspar Brenner.“
(Fortsetzung folgt.)

Jaques Faubert, der Trommlerjunge.

Dem Französischen nachgezählt von J. Cassirer.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühjahr 1812, und Napoleon traf seine Vor-
bereitungen für den großen Marsch nach Rußland. In
ganz Frankreich wurden Soldaten gesucht, die die Stelle derer
einnehmen sollten, die in früheren Kriegen gefallen waren.
Auch in einem kleinen Dorfe am Fuße des Jura-Gebirges herrschte
große Aufregung, denn eine Aushebung hatte hier stattgefunden,
und an dem Tage, von dem wir erzählen, sollten die Rekruten das
heimatliche Dorf verlassen. Unter den Ausgehobenen war auch
ein kleiner Bursche von dreizehn Jahren, Jaques Faubert mit
Namen, der einzige Sohn einer armen Witwe, deren Mann
vor zwei Jahren als Feldwebel in der Schlacht bei Wagram
den Heldentod gestorben war. Er sollte die Trommel schlagen.
Es fiel der armen Frau gar schwer, sich von ihrem einzigen Sohne
zu trennen, aber sie wußte, daß es der Wunsch seines Vaters ge-
wesen war, daß er Soldat werden sollte, und sie selber war — wie
in damaliger Zeit so viele französische Mütter — von inniger Liebe
zum Ruhme Frankreichs und zum Kaiser erfüllt, der das ganze
Volk in seinen Mann geschlagen zu haben schien.

„Weine nicht, Mutter“, tröstete sie Jacques, als es feststand,
daß er scheiden mußte. „Ich komm' ja wieder und vielleicht bringe
ich es bis zum Kapitän. Dann habe ich einen großen Säbel,
und du, liebe Mutter, sollst dann in einem vornehmen Hause
wohnen und brauchst nicht mehr so schwer zu arbeiten wie jetzt.“

„Ja, mein Junge, ich möchte ja mein ganzes Leben lang
so arbeiten wie jetzt, wenn ich nur wüßte, daß du wieder gesund
zurückkommst. Ohne dich werde ich mich so einsam fühlen, und
wer wird für dich sorgen und nach dir sehen, wenn du weg bist?“

„Das wird Frankreich“, versicherte ein tiefer Feldwebel,
der dabeistand, mit seiner kräftigen Stimme. „Habt keine Angst,
liebe Frau, Jacques ist ein braver Junge und wird Euch Ehre
machen. Wir werden uns schon um ihn kümmern.“

Die arme Frau trocknete ihre Tränen und versuchte zu lächeln.
Während der paar Tage, die ihr Junge noch bei ihr blieb, packte
sie allerlei schöne Sachen zusammen, die er in seinem kleinen
Tornister mitnehmen sollte. Auch die Jungen des Dorfes, bei
denen Jacques sehr beliebt war, brachten ihm allerlei Geschenke,
für die er freilich keinen Platz mehr hatte. Die meisten von ihnen
beneideten ihn um sein großes Glück, daß er Soldat werden und
eine glänzende Uniform tragen dürfte, und alle drängten sich
um ihn und probierten, einmal auf seiner Trommel, auf der
er fleißig übte, einen Wirbel zu schlagen.

„Ach, Jacques“, meinte der eine, „eines schönen Tages wirst
du als Marschall zurückkommen, und dann bist du gewiß viel
zu stolz, um noch mit uns zu spielen.“

„Dann wird er einen Helm mit einer großen Feder dran auf-
haben“, rief ein anderer.

„Was muß der Helm, wenn man nicht auch einen Kopf dazu
hat?“ spottete Fritz, ein zänkischer Bursche, der immer neidisch
auf Jacques war.

„Besser gar keinen Kopf als so einen, wie du hast“, versetzte
ein kleiner Kerl. Fritz ging auf ihn zu und wollte ihn verprügeln,
Jacques aber kam dem Kleinen zu Hilfe, und obgleich Fritz größer
als er war, mußte dieser doch von seinem Gegner lassen. Jetzt
entstand eine Schlägerei zwischen Fritz und dem kleinen Tromm-
lerjungen, bei der, nach hartem Kampfe, dieser das Feld behauptete.

Das war am Tage vor dem Ausmarsche gewesen. Als der
Tag anbrach, hatte man schwer sagen können, ob im Dorfe Freude
oder Trauer herrschte. Vor jedem Wirtshause standen Gruppen
von Soldaten, die scherzten und sangen, aber in gar mancher
Hütte umarmte unter Tränen eine Mutter ihren Gatten oder
ihren Sohn, der aus einem friedlichen und glücklichen Heim in
die mörderische Schlacht ziehen mußte.

Auch Jacques konnte trotz seines Mutes und seines starken
Herzens die Tränen nicht zurückhalten, und als er seine Arme
um den Hals seiner Mutter schlang und sie zum letztenmal küßte,
da seufzte er so laut, als wollte sein Herz brechen.

Aber schon drang von der Straße Trommelwirbel herein,
und das war das Zeichen für ihn, daß er fort mußte.

„Leb wohl, Mutter“, rief er, „weine nicht. Ich komm' wieder.
Hab keine Angst!“

„Ach, mein Sohn!“ schrie die Witwe auf, „wer kann das
wissen? Leb wohl; sei brav und tu deine Pflicht, und möge der
liebe Gott dich bewahren und beschützen!“

In der nächsten Minute stand der kleine Trommler auf seinem Posten. Als er an dem elterlichen Hause vorbeimarschierte, schaute er hinauf und sah seine Mutter am Fenster stehen und ihm mit einem Za-

schentuche zu-
winken. Da
hielt er tapfer
seinen Kopf
hoch und
schlug einen
kräftigen
Wirbel auf
seiner Trom-
mel, um ihr
damit zu ver-
stehen zu ge-
ben, daß er
sie gesehen
habe. Bald
aber waren
sie außer der
Sicht des
Dorfes, und
Jacques kam
es zum Be-
wusstsein, daß
er jetzt wirt-
lich Soldat
war; seine
Mutter aber
trat an sein
kleines, leeres
Bett und sank
daneben auf
ihre Knie.

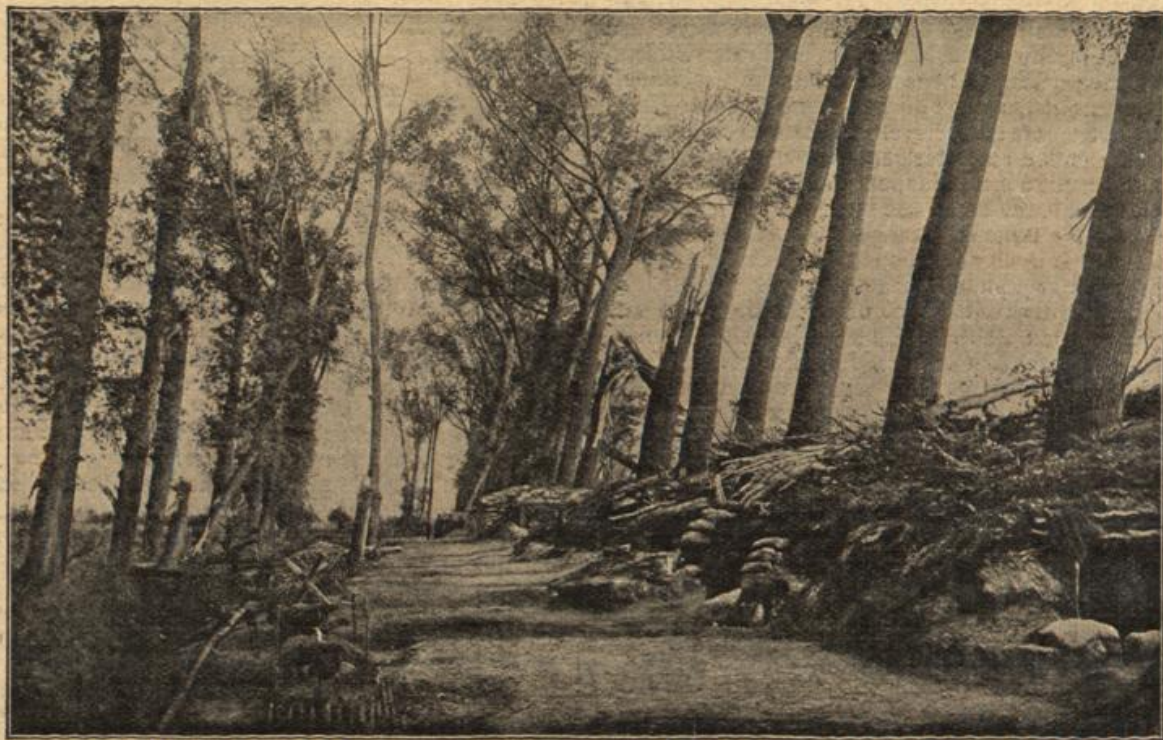
Jacques fand bald, daß das Soldatenleben nicht eitel Lust und Freude war. Es gab gar viele und schwere Arbeit zu tun. Frühmorgens mußte er zeitig aufstehen und auf seiner Trommel die Tagwache schlagen; den ganzen Tag, und manchmal auch bis tief in die Nacht hinein, mußte er mit seinem Regiment mar-



Französische Lufttorpedos, die nicht zur Explosion gelangten. (Mit Text.)

schieren und außerdem hatte er noch seine Ausrüstung sauber und in Ordnung zu halten. Aber von Kindheit an hatte er es gelernt, Anstrengungen zu ertragen, denn zuhause hatte er die Herden im Gebirge hüten müssen, so daß er imstande war, große Entfernungen zurückzulegen, ohne müde zu werden. Der Feldwebel erwies sich ihm als guter Freund, und die beiden sprachen oft von ihrer Heimat, denn auch er stammte aus dem Jura und hatte Jacques Va-

Jacques fragte sich, ob er auch wohl einmal das Glück würde, vom Kaiser angesprochen zu werden, und er daß, wenn ihm diese Gnade vom Schicksal zuteil wü-



Flandrische Allee mit französischen Unterständen am Ufer des Dierkanals bei Boesinghe.

Nach einer Aufnahme aus „L'Illustration“.

seine Kameraden neben sich stürzen sah. Zum Glück nicht verwundet, und, wie er es seiner Mutter versprochen hatte, dankte er jeden Abend Gott dafür, daß er ihn so treu hatte. Wenn er dabei aber an seine Heimat dachte, traten willkürlich die Tränen in die Augen. Rasch aber wischte er damit sie niemand sähe, denn er erinnerte sich, daß er jetzt sei, und Soldaten weinen ja nie. Wenigstens glaubte er.

An einem trüben Nachmittage in der zweiten Hälfte Augusts befand er sich bei der Vorhut, als plötzlich die Russen erschienen. Sich zur Haupttruppe zurückzuziehen, keine Zeit mehr, und so wurde denn der Befehl zum Rück-

Leibeskräften schlug Jacques auf seine Trommel und marschierte mit seinem Regimente vor. Wie ein Wirbelwind kamen aber die russischen Reiter-scharen angefaßt, und in der nächsten Minute lag der kleine Trommler blutend und bewußtlos am Boden. Wie lange er da gelegen hat, hätte er nicht sagen können, allmählich aber lehrte das Bewußtsein wieder in ihn zurück. Er sah sich um und konnte nichts sehen;



Grenzschutz der Schweiz: Vorbereitete Batteriestellung in der Gasse auf verschiedener Höhe liegen.



Zur Eroberung Wilnas.

Gesamtansicht der an der Mündung der Wilja in die Wisla gelegenen Stadt.

Es war so dunkel und kein einziger Stern stand am Himmel. Auf einmal schmerzte ihm fürchterlich, und er konnte fühlen, daß er seinen linken Schläfe Blut fletzte. „Was tue ich jetzt?“ überlegte er. „Wenn ich die ganze Nacht hier bleibe, sterbe ich, und ich werde gar nicht einmal, wo ich hier bin.“



Walter Handulski,

Leutnant des französl. Sturmfliegers Begoub. (Mit Text.)

Er nahm in ihre tödliche Umarmung, es gab kein Erwachen mehr. Handulski griff neben sich; seine Trommel war unversehrt und auch die Schlegel noch in Ordnung. Er richtete sich auf und schlug mit der Trommel, so laut er nur konnte. Man denke sich das Erstaunen, als er in wenigen Metern Entfernung Pferdegetrampel und laute Rufe vernahm. Schon fürchtete er, er würde überritten werden, bald aber merkte er, daß die Reiter,

Jetzt flüchten sie, wir sind hinter ihnen her. Noch ein paar Minuten aber, und sie hätten uns überrollt. Aber du bist ja verwundet, mach also, daß du nach hinten kommst, um dich verbinden zu lassen.“

Jacques tat dies, er fühlte kaum, daß er verwundet war, so leicht war ihm das Herz. Endlich hatte er etwas tun können, worüber sich seine Mutter freuen würde, wenn sie davon hörte. Nach ein paar Stunden kehrten die Franzosen zurück, sie hatten den Feind aus dem Felde geschlagen, ihrem kleinen Trommler aber war die Anstrengung zu groß gewesen, und er schlief jetzt fest. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er beim Erwachen einen Adjutanten neben sich stehen sah, der ihm sagte, daß der Kaiser ihn zu sehen wünschte. Wie im Traume ging er, bis er den großen Napoleon inmitten seiner Offiziere stehen sah, und da wußte er, daß er wach war.

Der Kaiser zog ihn lächelnd zu sich heran und sagte zu einem

so schnell es ihnen möglich war, von ihm fortzukommen suchten. Nach ein paar Minuten hörte er hinter sich bekannte Stimmen, er lief auf sie zu und fand sich inmitten seines Regiments.

„Bist du es, kleiner Jacques?“ rief der Feldwebel. „Wir glaubten schon, du wärest gefallen.“

„Ja, ich bin es. Was ist denn geschehen?“

„Etwas sehr Glückliches für dich und für die französische Armee. Die Russen hatten sich unbemerkt herangeschlichen, der Wirbel aber, den du schlugst, ließ sie denken, daß sie entdeckt wären.“



Geschäftsstelle der bekannten, von deutschen Soldaten redigierten und gedruckten Zeitung „Der Landsturm“ in Bonziers.



Kriegsbente aus einem russischen Schützengraben.

Rechts Handgranaten, links Stielgranaten, die mit Gewehren abgeschossen werden.

einer Generale: „Das ist also der kleine Mann, der uns heute nacht vor einem Überfall rettete?“

„Zu Befehl, Eure!“ antwortete der Offizier.

„Komm her, mein Junge“, sagte der Kaiser mit freundlicher Stimme und legte dabei seine Hand auf Jacques Kopf. „Du bist ein braver Bursche und hast Frankreich einen großen Dienst geleistet. Was wünschst du dir dafür als Belohnung?“

„In Eurem Dienst zu sterben, Eure“, antwortete der Trommler.

„Ach!“ seufzte Napoleon, „dazu ist noch lange Zeit. Jetzt lebe lieber noch. Wir wollen dich aber nicht vergessen; wenn du sechzehn Jahre alt sein wirst, sollst du ein Offizierspatent haben, und zur Erinnerung an mein Versprechen nimm einstweilen das.“ Mit diesen Worten zog er aus seiner Tasche ein Goldstück und reichte es dem beglückten Jungen.

Wer war so stolz als Jacques, als er jetzt auf seinen Posten zurückkehrte und von seinen Kameraden mit Glückwünschen überschüttet wurde? Ach, wenn ihn jetzt nur seine Mutter hätte sehen können! Hatte er doch mit dem Kaiser gesprochen und dieser ihm ein Offizierspatent versprochen! Wie schade war es, daß es noch so lange dauerte, bis er sechzehn Jahre wurde!

Es war ein Glück für ihn, daß er an eine so glänzende Zukunft denken konnte, denn die Gegenwart wurde nur bald zu schrecklich. Moskau war besetzt worden, aber nur, um wieder aufgegeben zu werden; vor den Flammen, die die Stadt verzehrten, flohen die Soldaten. Ein weiteres Vordringen schien nutzlos, so wurde denn der Rückzug befohlen, und das ungeheure Heer trat jenen fürchterlichen Rückmarsch an, auf dem es von allen Ufern, die es im Kriege nur geben kann, heimgesucht wurde.

Frühzeitig setzte der Winter ein; die Straßen waren mit Schnee bedeckt; die Kälte nahm von Tag zu Tag zu, bis sie nicht mehr zu ertragen war; der Proviant wurde immer knapper; von Hunger und Kälte erschöpft, fielen die Menschen während des Ganges tot nieder, und zu allen andern Schrecken kamen noch die beständigen Angriffe der Kosaken, die wie Raubvögel auf die unglücklichen Gruppen, die sich von der Hauptarmee hatten trennen müssen, angestürzt kamen und sie niedermachten.

Immer weiter drängten die Franzosen, und ihre einzige Hoffnung war noch, die Grenze zu erreichen. Menschen vergaßen alle Menschlichkeit und rissen ihren schwächeren Kameraden den letzten Bissen vom Munde weg. An Wildheit glichen sie den Bestien, die ihrer Spur folgten und sich um die Leichen der Gefallenen stritten. Das war ein entsetzlicher Marsch, und gar oft gab Jacques alle Hoffnung auf und fürchtete, daß er, wie so viele seiner Kameraden, im Schnee verfinstet und umkommen würde.

Der brave Feldwebel aber sprach ihm dann neuen Mut ein und hielt ihn aufrecht; hilfreich führte er ihn an der Hand, wenn der Knabe schwach wurde und sich, unbekümmert um die Folgen, hinlegen wollte.

Endlich aber war auch diese Schreckenszeit vorbei, und die Abertausende der „Großen Armee“, unter ihnen auch Jacques, erreichten die Grenze; freilich, eine halbe Million Menschen hatten sie auf den Ebenen Rußlands zurücklassen müssen.

Gleich denen von so vielen tausenden anderer, sollten auch Jacques Hoffnungen enttäuscht werden. Der Kaiser wurde bei Leipzig geschlagen, und im Frühling des folgenden Jahres (1814) mußte er abdanken und wurde nach Elba verbannt. Unser Held blieb noch bei den Soldaten, erhielt aber gegen Ende des Jahres Urlaub zum Besuche seiner Mutter.

Wer könnte die Freude der Witwe schildern, als sie ihren Sohn nach so langer Abwesenheit in die Arme schloß! Wohl hundertmal mußte er ihr die Worte wiederholen, die der Kaiser zu ihm gesagt hatte, und sie wurde nicht müde, sich den goldenen Napoleon anzusehen, den er ihm gegeben hatte. Jacques bohrte ein Loch hinein, und seine Mutter gab ihm ein Band, an dem er das Goldstück um den Hals tragen konnte.

„Ich werde es immer tragen, Mutter“, versicherte er.

„Ja, mein Junge, das werden sie dir nicht wegnehmen, aber Offizier wirst du wohl jetzt nicht mehr werden.“

„Laß mir, Mutter, es wird schon wieder mal Krieg werden, und dann wird sich mir schon Gelegenheit zur Auszeichnung bieten.“

Die vierzehn Tage Urlaub vergingen nur zu rasch, und Jacques kehrte nach Paris zurück. So ruhig, wie er geglaubt hatte, verlief aber sein Leben nicht. Im März wurde ganz Europa durch die Nachricht aufgeschreckt, daß der Kaiser von Elba geflüchtet sei und auf Paris marschiere; das Regiment, in dem Jacques noch immer Trommler war, erhielt den Befehl, gegen ihn ins Feld zu rücken. Statt aber gegen ihn zu kämpfen, ging das ganze Regiment zu ihm über, und abermals stand jetzt Jacques unter dem Befehl seines geliebten Kaisers. Man kam aus der Aufregung nicht mehr heraus. Ganz Europa hatte sich erhoben, und Frankreich stand allein. Drei Monate lang hielt es tapfer stand, dann aber kam der achtzehnte Juni und mit ihm die Schlacht bei Belle-Alliance.

Das Regiment, zu dem Jacques und der Feldwebel gehörten, bildeten mit verschiedenen andern die Reserve. Den fürchterlichen Sonntag standen sie da und beobachteten die Kämpfe, und beide wünschten aus tiefstem Herzen, daß sie mitdärften, statt hier müßig zu stehen.

„Wart nur, Jacques“, tröstete ihn der alte Kriegskamerad, „kommen auch bald dran, ein Teil der Reserve ist schon vor.“ Endlich ertönte das Signal. Schon dämmerte der Abend, die Reihen in raschem Tempo sich vorwärts bewegten. Marschieren wurde bald ein Laufen und den Abhang des rannnten sie hinunter. Jacques schlug kräftig auf seine Trommel und erbrannte vor Begeisterung. Aber ein Kugelregen überfiel sie, und ein Mann nach dem anderen stürzte nieder, auch Jacques fühlte plötzlich einen heftigen Schmerz in seiner Schulter, fiel bewußtlos zu Boden. Unaufhörlich donnerten die Kanonen, das Zammerschrei von Menschen und Pferden zerriß die Luft, aber der kleine Trommler hörte nichts mehr; still und reglos lag er da, während sich sein geliebtes Regiment auf den Feind stürzte.

„Bist du es, Jacques?“ fragte jemand.

Der Knabe schlug mit Mühe seine Augen auf und blickte auf den alten Feldwebel, der sich über ihn beugte.

„Ja, ich bin es. Ich bin zu Tode getroffen. Ich freue mich nur, daß ich Euch nochmals sehen kann, bevor ich sterbe. Schlacht vorbei?“

„Ja“, antwortete der Alte mit gebrochener Stimme, „ich lebe noch, wo doch alle Tapferen tot sein mußten. Du bist geschlagen, der Kaiser ist auf der Flucht.“

„Dann bedaure ich nicht, daß ich sterbe“, erwiderte Jacques.

„Wo bist du verwundet?“ Ich will dich forttragen.“

„Das nützt ja doch nichts mehr. Ich weiß, daß ich nur noch paar Minuten zu leben habe. Ihr müßt mir versprechen, Herr Feldwebel, meiner Mutter zu sagen, daß ich tapfer gestorben bin. Wollt Ihr das?“

„Ach, Jacques, das wird eine schwere Aufgabe für mich sein. Ihr kennt doch auch den Fritz in unserem Dorfe, müßt mich immer geprügelt haben und der mich so sehr gehaßt hat. Sagt ihm, daß er meine Ziege haben soll, die weiß, die mit mir nachgelaufen ist. Ach, ich hab' solchen Durst!“

Der Feldwebel ließ ihn aus seiner Flasche trinken, etwas belebte, aber nur für einen kurzen Augenblick. Seine Lippen ließen rasch nach, und er konnte jetzt nur noch flüstern:

„Greift in meine Rocktasche“, bat er jetzt.

Der Feldwebel tat es, und er fand den Napoleon, den der Kaiser dem mutigen Trommler geschenkt hatte.

Mit einem traurigen Lächeln fuhr jetzt der Knabe fort: „Zier werde ich ja nie mehr werden“, und indem er den Feldwebel in die Hand des alten Kameraden drückte, fügte er hinzu: „Gebt das meiner Mutter und sagt ihr, ich schide sie Euch. Beugt Euch zu mir nieder, Herr Feldwebel! Noch ein Kuss.“

Bestig flossen die Tränen des alten Soldaten, als er das Gesicht dicht an das des sterbenden Knaben brachte.

„Ihr seid sehr gut zu mir gewesen“, flüsterte Jacques, „mir einen Kuss, Herr Feldwebel. Lebt wohl!“

Der alte Mann konnte kaum sprechen, aber er berührte die Stirn des tapferen Jungen mit seinen Lippen.

„Lebt wohl!“ murmelte nochmals der Knabe. „Lebt wohl, Mutter!“ — Der Trommlerjunge war tot!

Portugal einst und jetzt.

Von Alara Finde.

(Nachdruck aus dem „Licht“)

Wem es, wie mir, vergönnt war, Jahr und Tag im portugiesischen Lande zu weilen — immer aufs neue wurde ich von der Schönheit der Landschaft und der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner angezogen — der zählt den dortigen Aufenthalt zu seinen schönsten Lebenserinnerungen. Um so tiefer empfand man das immer zunehmende Elend, unter dem die Bevölkerung des hartgeprüften Reiches leidet.

Gehen wir lieber mit unseren Gedanken an die Städte, die Zeugen von dem Glanze einer lange entschwindenden Vergangenheit sind, während welcher Portugal einer der mächtigsten Staaten der Welt, und seine Hauptstadt die reichste des Erdballs war.

Noch steht, wie seit vielen Jahrhunderten, der alte Leuchtturm von Belem — er trägt den Namen zur Erinnerung an den Heiligen — in alter Pracht, der selbst das Erdbeben von 1755 nicht anhaben konnte, wie eine Schildwache bei Lissabon. Er erhebt sich die Kathedrale des Heiligen Hieronymus, die von dem o Bentosia, „der Glücklich“ — in reicher Gotik erbaute phantastischen Ornamenten schmücken ließ, die teils maurisch, teils indischen Geschmacks waren. Der baukundige Herrscher

keiten Alexandriens, sowie Schätze beider Indien zu führen beeinflusste diese prunkvolle Architektur, die nach ihm der „Mausoleum“ genannt wurde, und der sich, besonders auch im „Mausoleum“ in allen Prachtbauten jener Epoche wiederholte. In dem Kloster und Waisenhaus gehören, wurden

Verkehrsbild.



Wo ist die Bäuerin?

1820, zur dritten Zentenarfeier von Camoens Geburt, die Überreste des unsterblichen Sängers der Lusiaden feierlich hierher übergeführt, — neben denen Vasco da Gama beigesetzt. In dem Orte Belem ist ein uralter Orangenbaum, den der große Ländereinführer aus Indien mitgebracht hat. Die Früchte, die von hier aus erst in Europa eingeführt wurden, hießen damals „Portugall“.

Aber der langgestreckten Unterstadt, der „Baixa“, sehen wir terrassenförmige, mit Granitstufen durchsetzte Felsenufer. Auf der Ausdehnung von einunddreißig Kilometer trägt Lissabon — das nur 450000 Einwohner hat — sieben Hügel, auf zweien steht die doppelte Oberstadt „Lisboa oriental“ und „Lisboa occi-“

Tiefe Täler, ja selbst Schluchten liegen dazwischen, der Verkehr durch Drahtseilbahnen und Fahrstühle ver- wird. Durch die Längenausdehnung erscheint Lissabon eine ganze Reihe von Städten, die sich zum Teil übereinander gehoben. Die blau und weißen Favelacheln, mit denen die mancher Häuser nach maurischem Stil geziert ist, dem Auge im Verein mit den Palmengärten, den da- zerstreuten kleinen Orangen- und Olivenhainen, ein harmonisches Farbenbild.

Die Holz sind die Lissaboner auf ihre „Avenida de Liberdade“, „Avenida für die elegante Welt. Am Eingang steht auf der „Praça Restauradores“ das Denkmal zur Erinnerung an die von 1. Dezember 1640, die Portugal vom sechzig- spanischen Joch befreite. Herrliche Alleen von Palmen-, Eukalyptus- und Zedernbäumen schmücken den Platz, der märchen- im Januar und Februar, während der Rosenblüte, dann schlingen sich die lieblichen Frühlingsboten in und weißen Gewinden um die Stämme und klettern bis höchsten Gipfel, von denen aus noch ihre blüten schweren herabwinken.

Die Praça do Comercio, dem riesenhaften Platz, den jetzt Kaiserin Joas I. schmückt, stand vor dem Erdbeben der 17. Palast. Hier, an der „Praça do Comércio“, ist das Handels- wo die Gegenwart ihr Recht behauptet. Besonders der von den Erzeugnissen der überseeischen Besitzungen bedeutend.

Wir die „Baixa“ — Unterstadt — verlassen, werfen einen Blick auf ein originelles Haus, dessen Außenseite einem Panzer von feinem Mauerwerk bedeckt ist. Es ist sich daran die Erzählung, daß der ehemalige Besitzer, ein Reichtümer in Brasilien erworben hatte — als das portugiesische Kolonie war — jede dieser Spitzen mit großen Diamanten zieren ließ. Aber er mußte den or- Schmutz auf Befehl des damals regierenden Königs be- lassen, den dieser prophanste Prunk verdroß.

Wir zur Oberstadt emporgestiegen, grüßt uns in „Bairro“ die Gestalt des Camoens auf dem nach ihm benannten In der Rechten hält der Sängers der „Lusiaden“ das Schwert, in der Linken sein Heldengedicht von Por- tugal. Daß er ein Auge eingebüßt — er verlor es in den Kämpfen —, ist auch an der Marmorstatur sichtbar. Vielleicht diese Wunde weniger hart empfunden, als den seiner Zeitgenossen, die ihn, als er krank und arm von nach seinem geliebten Lissabon 1580 zurückkehrte, in Einheit und Elend sterben ließen.

In der Nähe des Platzes steht die St. Rochuskirche mit der Wohltätigkeitsanstalt für Säuglinge, in der zweitausend Kinder erzogen werden. Außer durch Sammlungen durch Lotterien Einnahmen erzielt. Kinder, Krüppel und

Bettler überschwebten mit Rosen die ganze Gegend. Aber auch kleine Eselchen, die von Knaben geführt werden, stellt man in den Dienst Fortunas. Sie stecken in einer Art Futteral, das über und über mit Rosen garniert ist, die zu den effektivsten Figuren zusammengestellt sind — bald in Fächern, bald in Sternen, mit zierlichem Bolant als Abschluß.

Nach diesem erheiterten Eindruck wirken Bettler, denen die Hände fehlen und die am Munde ein kleines Kästchen für Almosen tragen, doppelt erschütternd. Es sind Perier, die für irgendein Verbrechen durch die grausame Justiz ihres Heimatlandes mit dem Verlust ihrer Hände bestraft wurden, und die nun in Lissabon, „der mildtätigsten Stadt der Welt“, ihr trauriges Dasein fristen.

Die Liebe macht erfinderisch.

Von E. Trog.

(Nachdruck verboten.)

Die Fabrik einer englischen Ortschaft ließ einen neuen Hochschornstein errichten. Das Riesentamin war fertig und das Gerüste wurde abgelegt; die letzten Balken wurden weggeschafft und auf der Spitze des Kamins stand Jakob Howard, der Maurer, und besah noch einmal jedes Pflüchchen genau. Alles war in Ordnung; nun schwingt er seinen Hut, und die zuschauende Menge drunten stimmt ein Hurra an; aber plötzlich löst ein Schrei ganz anderer Art von der Höhe herunter, der Schrei: „Das Seil! Das Seil!“

Die Arbeiter aber fahren erschreckt zusammen; denn unten am Boden liegt das Seil aufgerollt, welches vor Wegnahme des Gerüsts oben am Schornstein hätte befestigt werden sollen, damit Howard sich daran herunterlassen könnte.

Es war vergessen worden.

Totenstille herrschte unter der Menge, keiner wußte Rat, denn der Schornstein war viel zu hoch, als daß man dem Einsamen droben hätte das Seil zuwerfen können.

Und wenn es einer konnte, so fragte es sich erst noch, ob es nicht den armen Meister Jakob aus dem Gleichgewicht bringen würde. Der aber stand droben in der schwindelnden Höhe und drehte sich und starrte schauernd hinab in die gräßliche Tiefe.

Todesangst ergriff ihn; der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne; er schloß die Augen und ihm war zumute, als stürze er jählings hinab in des Todes Rachen und als weiche der Boden weiter und weiter zurück. — Alle Geistesgegenwart schien ihn plötzlich verlassen zu wollen.

Unter der Zuschauermenge befand sich auch Tom, der Sohn Howards, der nach der Schulzeit sofort nach der Fabrik gelaufen war, um seinem Vater, wenn alles wohl gelungen war, auch ein Hurra zuzuschmettern. Daheim aber saß Howards treues Weib an der Arbeit, als Tom todesbläß hereinstürzte mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, der Vater kann nicht herunter, sie haben das Seil vergessen!“

Wie gelähmt vom jähen Schreck stand die arme Frau einen Augenblick da, sie schloß die Augen, als könnte sie dadurch das schreckliche Bild von sich fernhalten, sie stöhnte einen Moment zu Gott um Hilfe, dann eilte sie aus dem Hause.

Als das auf den Tod geängstete Weib mit Tom zur Fabrik kam, umstand die mitleidige Volksmenge den Schornstein, und alle schrien der Frau Howard zu: „Er hat eben gerufen, er wollte sich herunterstürzen, ja er will sich herunterwerfen!“

Frau Howard rief aber ihrem Manne mit klarer und fester Stimme zu: „Mann, das darfst du nicht tun! Das tue doch ja nicht! Höre, was ich dir jetzt sage: Zieh deinen Strumpf aus und ziehe die Maschen desselben auf und lasse den Faden, an dessen Ende du etwas Mörtel bindest, herunter. Jakob, hast du mich verstanden?“

Jakob Howard aber hatte sein Weib verstanden, denn er zog einen Strumpf aus.

Man sah, wie er den Faden Reihe um Reihe aufzog. Unten standen die Leute, die von allem dem noch nichts verstanden, und hielten vor Erstaunen und neugieriger Erwartung den Atem an. „Lasse ein Ende des Fadens mit einem Klümpchen Mörtel herab und halte das andere Ende in der Hand!“ rief das Weib wieder hinauf.

Der dünne Wollfaden ward vom Winde spielend hin und her geweht, er kam aber doch immer tiefer herunter, und endlich konnte ihn Frau Howard erfassen.

Sie hatte mittlerweile von ihrem Sohn Tom aus einem Laden einen Anäuel Bindfaden (seine Nardel) holen lassen und band nun das eine Ende dieses Bindfadens mit dem Ende des Wollfadens vom Strumpfe zusammen.

Der kleine Tom hielt den Bindfadentnäuel in der Hand, und die Mutter rief dem Vater zu:

„Nun zieh's langsam und vorsichtig hinauf!“

Behelfsam zog Howard den Faden hinauf, während die Frau den Bindfaden vom Knäuel abwickelte.

Jetzt hatte Howard droben das Ende des Wollfadens mit dem zusammengeknüpften Bindfaden in der Hand.

„Halt's fest und ziehe tüchtig!“ schrie die Frau wieder hinauf. Der Mann zog, und der Bindfaden wurde immer schwerer und schwerer, denn die Frau hatte das starke Seil, das vergessen worden war, am Schornstein droben zu befestigen, daran geknüpft.

Jetzt begriffen alle den Rettungsplan der klugen Frau.

Aller Augen waren auf das Rettungsseil gerichtet, das langsam in die Höhe stieg.

Jetzt hatte es Howard in der Hand, und befestigte es an dem eisernen Haken, der zu diesem Zwecke oben am Schornstein angebracht war! Das treue Weib bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und betete stille zu Gott, der ihrem Manne jetzt beistehen wolle, ihm Kraft und Geistesgegenwart verleihen wolle, daß er das Mittel zu seiner Rettung mit Verstand und Vorsicht benütze. Sie ahnte nicht, welche Zaubermacht ihre klare, feste Stimme auf den Verzagten ausgeübt hatte, daß ihre ruhigen Worte ihm neues Leben, neues Gottvertrauen eingeflößt und ihn aus seiner Sinnenbetäubung aufgeweckt hatten. Jetzt aber konnte sie nichts mehr für ihn tun, als beten und glauben.

Da jubelte die Menge laut auf, und — „Mutter, Mutter, er ist gerettet!“ schrie der kleine Tom.

„Ja, Marie, du hast mich gerettet! Gott sei Dank!“ rief ihr Jakob entgegen und schloß sie in seine Arme. Aber die plötzliche Freude nach dieser Angst war zu überwältigend für das treue Weib, sie sank in Ohnmacht. Man trug sie in ihre Wohnung, wo sie bald wieder zu sich kam und dann mit dem Manne und dem Sohne Gott auf ihren Knien dankte für die große Errettung.



Österreichische Soldaten beim Herstellen einer Steinlawine auf einem Tiroler Bergplateau.

Beim Angriff wird der Gegner mit Steinen überschüttet, wobei die Italiener stets schwere Verluste erleiden.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im November. Endlich hat die Hausfrau die Einmachzeit über und es bleibt nur übrig, darauf zu achten, alle Konserven gut halten. Die sorgsame Hausfrau wird daher nicht lassen, ihre Vorräte zu prüfen und, wo sich bedenkliche Anzeichen bar machen, die geeigneten Maßnahmen zu treffen. Sonst gilt es,

Kompott gut hauszuhalten, den Winter hindurch reicht, will gelernt sein. Die Erfahrung natürlich die beste Lehrmeisterin kommt es viel darauf an, verschiedenen Speisen auch eine gute Kompott zu geben, dadurch das Mahl lecker gemacht. Darin offenbart sich eben der gute Sinn und das hauswirtschaftliche Verständnis der Hausfrau, daß sie in der Zeit auf den Tisch kommen November darf auch der Jagd nicht fehlen, um so weniger, wenn in vollem Schwunge ist, dem kommt in diesem Monat Gänsemast in Betracht. Es Geflügel, Hühner, Gänzlich, Dagegen verschwindet und Seibling wegen der Laichzeit. Dafür sind aber andere auch Schlei, Hechte und vorhanden. Endlich kommt wieder mehr zur Geltung, beim Frühstück und Abendessen die Abendzeit wird jetzt die immer unentbehrlicher. Da es les Licht in jeder Wohnung ist, hat die Hausfrau ihr Auge auf die Lampe zu richten und in gutem Zustande zu erhalten. S. V.

Blätter und Knospen fallen bei Kamen leicht ab, wenn der Stand zu trocken ist. Die Töpfe sind stets mäßig feucht zu halten. Ganz austrocknen darf die Erde nicht.

Das Pflanzen der Gartenprimeln soll möglichst im Herbst erfolgen. Die Blüte ist dann um so reicher.

Das Nupfen lebendiger Enten ist eine durchaus unlohende. Der Gewinn an Federn ist sehr klein und die Tiere brauchen verhältnißmäßig noch mehr Futter als gerupfte Gänse, um die Federn wieder zu

Unsere Bilder

Französische Lufttorpedos, die nicht zur Explosion gelangten. Von diesen gewaltigen Zerstörungswerkzeugen hat das kleinere einen Durchmesser von 38 cm und eine Länge von 148 cm, während das große 52 cm Durchmesser und eine Länge von 232 cm hat. Die zum Vergleich danebenstehenden kleinen Granaten sind französische mit 12 cm Durchmesser.

Walter Kandulski, der Überwinder des französischen Sturzfliegers Begoud. Der Führer des Flugzeuges, welches Begoud zum Absturz brachte, ist der 23 Jahre alte aus Berlin gebürtige Walter Kandulski.

Allerlei

Von der Schmiere. „Warum hat denn der Held seinen Monolog plötzlich abgebrochen und ist hinter die Bühne geeilt?“ — „Er hatte gehört, daß dort gerade die Einnahme gefeiert wurde!“

Etwas anderes. Ein armer Dorfschulmeister, in dessen Familie der Kaffee stets ohne Zucker getrunken wird, hat seinen Kindern gesagt, daß der Genuß des Zuckers schädlich sei. Als nun der Lehrer mit seiner Familie einmal bei einem reichen Bauern eingeladen ist, läßt er sowohl seinen Kaffee, wie auch den seiner Kinder ziemlich stark, worüber die Kleinen den Vater entsetzt anblicken, dieser aber beruhigt sie durch die leise gesprochenen Worte: „Fremder Zucker schadet nicht!“

Viele Schicksalsschläge eine harte Stirn! Sorgen und schwere Stunden bleiben keinem Menschenkind erspart, sie fählen, härten und lernen denken. Zu einem richtigen Handeln, wie es unser heutiges, so vielseitig sich abspielendes Leben fordert, gehört Ruhe und Überlegung; lasse nie im Jort einen Entschluß und werde auch nicht bei jedem Hindernis, das sich dir in den Weg stellt, mutlos. Einer unangenehmen Sache feig aus dem Wege gehen, heißt dieselbe verschlimmern. Ein jeder muß sein Kreuz tragen. Nur nicht allen ist es die gleich schwere Bürde. Zufriedenheit ist das Ergebnis jeder guten Tat. Hoffe auch nach schweren Stunden auf eine gute Zukunft. Arbeite und strebe danach unablässig weiter! Der Segen kommt dann von selbst in dein Haus. W. M.

Silberrätsel.

a, a, au, ba, bi, cae, den, der, din, din, ga, heim, is, la, la, lam, land, lee, li, ma, ne, o, pez, re, ro, ro, schwamm, sar, tra, zun, zwing.

Aus vorkommenden 31 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, einen Kompositum und eines seiner Werte nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1) Stadt in Ostpreußen. 2) Nord. Gott. 3) Held der Karolinger. 4) Geometrische Figur. 5) Reformator. 6) Wappenstein. 7) Wappenstein. 8) Wappenstein. 9) Wappenstein. 10) Wappenstein. 11) Wappenstein. 12) Wappenstein. 13) Wappenstein.

Silberrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Homonymis in voriger Nummer: Das „i“.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.